

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 51.

Halle a. d. S., Sonntag 23. Dezember.

1888.

Inhalt: Drei alte Jungfern. Roman von Detlef Stern. (Fortf.) — Von Oran nach Ael. Aus meinen Entwürfen als Defektur der Fremdenlegion. Von Mann Zinner. (Fortf.) — Land- und Hauswirtschaft: Unschädlichmachung der Unkraut samen im Stallbögen. Bedecken der Weinstöcke. Ueber die Pflege der Zimmerpalme. — Schach. — Räthsel.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Drei alte Jungfern.

Roman von Detlef Stern.

(Fortsetzung.)

Vor dem Hause angekommen, begegneten sie Emma, welche von Hegemanns zurück war.

„O, Tante Klara,“ rief sie, „es ist eine fürchtbare Aufregung bei Kommerzienraths —“

„Hi,“ machte Klara. Emma wurde roth, und der Doktor sagte: „Fräulein Emma breunt darauf, Ihnen vertrauliche Mittheilungen zu machen, ich will nicht stören.“ Er verschwand darauf in seinem Zimmer, während Emma Klara's Arm nahm, sie die Treppe hinaufzog und oben angekommen aufs neue losbrach: „Nein, Tante Klara, diese Scene! Denke nur, Tin stampfte mit den Füßen und erklärte, sie spiele auf keinen Fall mit, und es sei eine schreckliche Beleidigung, die ihr der Doktor angethan habe, die sie ihm nie vergeben werde, und dann weinte sie und schrie, daß man sich ordentlich fürchten konnte, und daß alles vor mir, Tante Klara; ich hätte mich doch geschämt.“

„Du wirst das niemandem erzählen, hörst du, Emma?“
„Beichte! Wenn nur Fräulein Weber nichts davon gehört hat. Sie war im andern Zimmer mit der Frau Kommerzienrathin, und ich konnte ganz gut hören, was sie miteinander sprachen. Fräulein Charlotte sagte, es sei gewiß nur Hartgefühl vom Doktor, damit er Tina nicht in unnützes Gerede bringe, und da meinte Frau Hegemann, er habe dann jedesmal sehr unheimlich gehandelt, denn in der Stadt werde es heißen, er habe sich einen Korb geholt. Worauf dann Fräulein Weber wieder sagte, gewiß, niemand werde es für wahrscheinlich halten, daß ein einfacher Arzt die Ehre ausschlägt, der Schwiegerohn des Herrn Kommerzienraths zu werden, und Frau Hegemann antwortete: „Wenn ihm diese Ehre je angeboten wird, so bin ich fest überzeugt, daß er mit tausend Freunden darnach greift.“

„Meinst du auch, Tante Klara, daß er das thun wird?“
fragte Emma und sah erwartungsvoll auf sie.

„Nein, das meine ich nicht; Tina gefällt dem Doktor nicht.“
Ueber Emmas Gesicht glitt ein Zug der Befriedigung, und trällernd wie eine Lerche schickte sie sich an, den Theelisch zurecht zu machen.

Der Sturm, den die Weigerung Reichhards erregt hatte, war vorübergebraust. Tina hatte sich regelmäßig mit dem lächelndsten Gesichte zu den Proben eingesunden. Kurt Friedrichs spielte einen etwas edigen, aber von dem besten Willen besetzten Liebhaber, Emma war allerliebste, alle übrigen wirkten nach Kräften und Fräulein Weber dirigirte wie der beste Regisseur. Da geschah es eines Abends, daß Tina in schlechter Laune war und ihre Rolle nachlässig durchführte. Fräulein Weber war außer sich und machte spitze Bemerkungen. Das nächste mal ging es noch schlechter. „Aber Tina, was fällt dir ein, du hast es doch sonst besser gemacht,“ rief Fräulein Charlotte erboht; „jetzt, so kurz vor der Aufführung, verdirbst du die ganze Rolle.“

Tina antwortete trotzig und reizte das Fräulein dadurch noch mehr.

„Ich werde wohl Doktor Reichhardt kommen lassen müssen, damit es wieder besser geht,“ sagte sie unüberlegt.

Tina brach in Thränen aus. Frau Kommerzienrath Hegemann wurde roth wie ein erzürnter Puter, nahm ihre Tochter

an der Hand und führte sie ohne ein Wort zu sagen hinweg; Kurt Friedrichs stürzte ihnen nach. Fräulein Charlotte stand wie eine Salzsäule und sah die Bürgermeisterin an, in deren Hause man sich befand.

„Meine Liebe,“ sagte die würdige Dame, „ich fürchte, Sie haben die ganze Geschichte verdorben.“

„Das sollte mir leid thun für unseren Verein! Bitte, Frau Bürgermeisterin, arrangiren Sie die Sache; ich dachte nicht, daß Tina so albern empfindlich sein würde.“

Die Bürgermeisterin versprach, ihr Bestes zu thun, und sie that es wirklich, aber das Resultat fiel nicht so aus, wie Fräulein Charlotte es gewünscht hatte. Ihr wurde am folgenden Tage der Bescheid zutheil, daß Tina Hegemann, sowie auch Kurt Friedrichs nur dann weiter spielen würden, wenn sie sich ganz von dem Unternehmen zurückzöge.

Das war hart. Sie sollte jeder Theilnahme entsagen, sie, die Schöpferin des Ganzen, ohne die jedenfalls die Sache miserabel ausfallen würde! Aber was blieb ihr übrig? Sie machte der Bürgermeisterin gegenüber die Miene der leidenden Unschuld und sagte: „Um dem guten Zwecke nicht zu schaden, ziehe ich mich zurück; ich habe die Sache so weit gefördert, daß die Betheiligten dieselbe mit etwas mehr gutem Willen jetzt auch ohne mich zu Ende führen können.“ Innerlich war sie überzeugt, das alles schief gehen würde.

Tina triumphierte; es war ihr gelungen, wenigstens an einer Person ihren Aerger auslassen zu können. Sie gab sich von nun an die größte Mühe und Kurt Friedrichs entwickelte ein so staunenswerthes Anordnungstalent, daß in der letzten Probe, welche bereits auf der Bühne des Hotels stattfand, alles wie auf Rollen ging.

Endlich war der Abend der Aufführung gekommen. Man hatte sich um die Eintrittskarten gerissen. Die ganze Umgebung war herbeigeströmt, und der Saal war nicht allein bis auf den letzten Platz gefüllt, nein, es standen noch überall an den Säulen und in den Gängen Schaulustige.

In der ersten Reihe, der Bühne gerade gegenüber, saß mit seinem weißen und steifsten Hemdkragen, eine Brillantnadel in der dunkelbraunen Atlaskravatte, die Hände in die engsten perlgrauen Glacehandschuhe gezwängt, die fuchsig verrückte zur möglichsten Glätte aufgebürstet, gespannte Erwartung auf dem rothen Gesichte — Herr Mathias Schumann. Sein Platz war gewiß ein gut gewählter, für den Augenblick indes etwas unbequem, da seine Neugierde ihm nicht erlaubte, ruhig zu sitzen. Sein Kopf drehte sich wie eine Wetterfahne nach allen Seiten, um zu erpähen, was hinter und neben ihm vorging, und er beantwortete nur sehr zerstreut die Bemerkungen der Kommerzienrathin, welche mit ihrem Gatten zu seiner Rechten saß.

„Ich gratulire zu der kleinen Halswirbelverrenkung, Herr Schumann,“ ertönte plötzlich die Stimme Reichhards, der sich durch die gedrängten Reihen Bahn gemacht hatte, um Herrn und Fräulein Paulsen, sowie Klara Waldom auf die Plätze zu führen, welche zur Linken des Exapothekers für sie freigelassen waren.

Herr Mathias, welcher den Kopf nach rückwärts gewandt hatte, fuhr herum. Er sah, wie der Doktor Fräulein Betty

fast mit Gewalt auf den Platz an seiner Seite zwang und ihm dabei einen halb spöttischen, halb bittenden Blick zuwarf, wie Reichhardt sich selbst dann an Betty's andere Seite und neben Clara Waldow setzte.

„Das ist ja ein ganz heintückischer Mensch, dieser Doktor,“ dachte Herr Schumann bei sich und überlegte, wie er sich zu verhalten habe. Seine angeborene Gutmüthigkeit indeß, und das Gefühl von Galanterie, welches ihn den Damen gegenüber selten verließ, siegten über seinen Aergern und seine Unbehaglichkeit und er rieferte zunächst eine etwas steife Verbeugung mit der kühlen Bemerkung: „Sie wollen wohl auch Ihre Nichte spielen sehen?“

Fräulein Paullens blaßes Gesicht röthete sich leicht und sie antwortete mit ihrer weichen Stimme: „Ich bin in der That sehr gespannt, wie Emma sich machen wird.“

Damit war fürs erste die Unterhaltung beendet, denn nun hob sich der Vorhang und Herr Mathias blickte unverwandt durch sein großes Opernglas auf die Bühne. In der ersten Scene hatte Tina Hegenann einen Monolog zu sprechen, der später in einem Dialog mit Kurt Friedrichs endete, welcher

durch Erscheinen der ältlichen Bürgermeisterstochter als Tante unterbrochen wurde. Alles ging glatt und gut; Tina sah sehr theilhaftig aus und spielte die Sentimentale mit großem Glück. Herr Mathias küßte der Kommerzienrätthin seine Komplimente zu und theilte sich an dem allgemeinen Applaus so thätig, daß seine Perlgrauen aus den Nähten gingen.

Raum war das letzte Klatschen verhallt, und Tina's erste Worte wurden wieder hörbar, als plötzlich die Saalthür geöffnet wurde und hinten im Publikum Geräusch, Stuhlrücken und Hin- und Herreden entstanden, welches die Vornesitzenden zu einem energischen Rischen veranlaßte. Herr Mathias wandte den Kopf wieder rückwärts, stieß die Kommerzienrätthin an und nun erblickte auch diese, sich umsehend, die Ursache der Störung, Fräulein Weber. „Natürlich,“ sagte sie spöttisch, „ganz fortbleiben konnte sie nicht, und um ihr Kommen möglichst bemerklich zu machen, so mußte es zu spät sein. Und in welchem Aufzuge! Wenn sie sich doch nur einfach anziehen wollte, aber sie wählt die unglaublichsten Verkleidungen!“

(Fortf. folgt.)

Von Oran nach Kehl.

Aus meinen Erlebnissen als Deserteur der Fremdenlegion.

Von Adam Zimmer.

(Fortsetzung.)

Das Atlasgebirge hatte ich bereits hinter mir, als ich in eine größere Ebene kam; nun machte mich mein Begleiter darauf aufmerksam, daß ich bald ein französisches Dorf erreichen würde. Es war dies am sechsten Tage meiner Reise und mußte ich bis dahin nach meiner Berechnung 150 bis 160 km zurückgelegt haben.

An diesem Tage hatten wir etwa 10 km zurückgelegt, als ich von einer Anhöhe aus, in einer Entfernung von vielleicht 5 bis 6 km, ein kleines europäisches Dorf in Sicht bekam. Das Herz klopfte mir hörbar; einerseits freute ich mich, daß ich so nahe von christlicher Bevölkerung war, andererseits aber auch wollte die Furcht vor Entdeckung Oberhand gewinnen. Nur noch eine kurze Strecke genoß ich meine arabische Begleitung.

Als ich in die Nähe des Dorfes gekommen war, überlegte ich mir nochmals, ob ich dasselbe nicht umgehen solle; doch wohin und woher Lebensmittel erhalten?

Muth fassend ging ich deshalb hinein. Etwa das zehnte Haus war ein Bäcker- und Spezereiladen sowie eine Schenk- wirthschaft; in dieses trat ich ein — Geld hatte ich ja noch im Besitze, denn während meines Aufenthaltes im Douar hatte ich Gelegenheit zum Geldausgeben nicht gehabt. Ich forderte zunächst Brot und Käse sowie einen Schoppen Wein, und legte hierfür gleich das Geld auf den Tisch, denn bei meiner Forderung wurde ich mit Mißtrauen seitens der Wirthin betrachtet; erst nachdem sie das Geld gewahrte, brachte sie mir das Geforderte.

Mit einem wahren Heißhunger fiel ich über das so lange entbehrte gute Brot her, und welcher Genuß für mich war der so lange nicht genossene Wein! Es waren in dem Wirthszimmer noch drei Männer anwesend; ich war bereits an der Verteilung der zweiten Auflage, als ein mit einer Mütze uniformirter Mann eintrat und sich einen Absynth bestellte. Der Neueingetretene trat nach einer Weile auf mich zu und frug mich in französischer Sprache: Wo kommen Sie her und was sind Sie? etc. Nachdem ich ihm mitgetheilt hatte, daß ich aus Marokko käme und nach Oran wolle, verlangte er meinen Paß zu sehen und stellte sich mir als Kuruschübe und Polizeidiener vor. Ich erklärte ihm, daß ich meinen Paß verloren hätte und zeigte ihm meinen arabischen Schutzbrief; diesen beachtete er nicht, sondern gab mir denselben mit den Worten zurück: Der Wiß oder das Stüdel Zeug sei nichts; wenn ich nichts anderes zu meiner Legitimation vorzeigen könne, müsse er mich arretilren.

Bei dieser Aussicht und Drohung bat ich ihn flehentlich, mich doch meiner Wege gehen zu lassen, ich wolle ja keinen Augenblick mehr im Dorfe bleiben; dabei zeigte ich ihm meinen Waarbestand an Geld und erklärte ihm, daß ich ja nichts erbetteln wolle. Das Geld, behauptete er, müsse ich gestohlen haben, denn die Marokkaner hätten keine französische Münze.

Alles Flehen und Bitten half nichts, ich sah, wie die anderen Gäste ihn noch zur Ausführung meiner Arretierung ermunterten und es blieb mir auf seine Aufforderung, mit ihm zu gehen, nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben.

Auf dem ganzen Wege wurde ich von den Leuten angestaut und mit ihren Blicken verfolgt, bis wir an das Ende des Dorfes kamen. Hier traten wir durch ein großes Thor in ein vorgebautes Haus, welches an das freie, mit Palmier- gesträuchen bewaldete Feld grenzte. Durch einen größeren Hof schreitend, öffnete mein Begleiter eine mir angelehnte, mit einem Gitter ohne Fenster versehene Thür und hieß mich ein- treten. Auf mein Ersuchen, mich vorerst vor einen höheren Beamten zu führen, gab er mir keine Antwort, sondern schloß die Thür hinter mir zu und entfernte sich.

Ich erkannte an dem in dem Raume befindlichen Inventar, einer Pritsche nebst einem Wasserkrug und einem Leeren Eimer, sofort, daß ich in einer Gefängniszelle und folglich hinter Schloß und Riegel sei. Vor kaum einer Stunde noch im Genuße meiner goldenen Freiheit — und nun gefangen! Wie ein wildes Thier in seinem Käfig, so lief ich in der Zelle umher, aber alles Nütteln an der Thür half nichts. Ich besaß mich in einem unbeschreiblichen Zustande und machte mir die bestigsten Vorwürfe, daß ich so feig gewesen war, wieder zurückzukehren und diesen Weg einzuschlagen.

Daß man mich vorerst nach Sidi-bel-Abbes führen würde, war mir klar, und sicher war es auch, daß ich trotz meiner Verkleidung wiedererkannt würde. Dieser Gedanke machte mich fast wahnsinnig. Erst nach mehreren qualvollen Stunden wurde ich etwas ruhiger; ich warf mich auf mein hartes Lager und entwarf Fluchtpläne, so daß ich nur wenige Stunden zu schlafen vermochte. Der Morgen brach an und mein Gefängniswärter mußte jeden Augenblick kommen; ich vermochte durch das offene Gitter auf den Hof und das gegenüberliegende Gebäude zu sehen. Dasselbe schien mir unbewohnt und dieser Umstand meinem Plane zur Flucht günstig.

Ich mußte vor allem in den Besitz eines Werkzeuges gelangen, mit dem ich die Mauer durchbrechen oder einen der Gitterstäbe entfernen könnte, für den Fall, daß ich mehrere Tage dort verbleiben mußte.

Stunde auf Stunde verrann und noch hatte sich niemand sehen lassen; es wurde Mittag, es wurde Abend und eine schreckliche Nacht lag hinter mir; die Aufregung hatte mich bisher meinen Hunger und Durst vergessen lassen.

Der in meiner Zelle befindliche Krug war leer, ja es war sogar noch nie Wasser in demselben gewesen, denn wie ich später erfuhr, war ich der erste unglückliche Bewohner dieses Gefängnisses.

Ich hoffte noch immer, daß jeden Augenblick mein Wärter kommen müsse, oder doch jemand, der mich mit Speise

und Trank, welche jedem Gefangenen zuzuführen, versorgen würde.

Jedoch alle Hoffnung war vergebens; es wurde wieder Mittag, es nahte bereits der Abend, und noch niemand war erschienen. Es erfaßte mich eine unbeschreibliche Angst; der Gedanke, daß man mich vergessen oder daß man mich absichtlich verhungern und verdurften lassen wolle, brachte mich dem Wahnsinn nahe. Ich fing nun an zu rufen und zu schreien, jedoch niemand hörte mich und niemand konnte mich hören, denn, wie ich schon bemerkt habe, war das Gebäude in der Nähe des Gefängnisses nicht bewohnt.

Aber auch diese qualvollen Stunden gingen vorüber, die zweite schreckliche Nacht seit meiner Verhaftung lag glücklich hinter mir, und der Anbruch des Tages brachte mir wieder etwas mehr Muth und einige Hoffnung.

Ich begann wieder mit Rufen und Schreien, und glaubte jeden Augenblick wahnsinnig werden zu müssen. Zuerst hatte ich Hunger verspürt und erst später auch den Durst; dieser ist das Gräßlichste von allem. Meine Lippen waren trocken zum Zerspringen.

Ich begann wieder mit Rufen und Schreien, so daß ich schon heiser und so schwach war, daß ich nur abgebrochen und nicht mehr anhaltend zu rufen vermochte. Ich wälzte mich auf der Erde und weinte, gedachte noch einmal meiner fernem Angehörigen und bat Gott laut und inbrünstig um Rettung oder schmerzlose Erlösung. Zum letzten male erhob ich mich und versuchte noch einmal zu rufen; bei diesem Versuch fiel ich aber macht- und kraftlos zurück und fühlte, wie nach und nach meine Sinne schwinden, dann wurde es Nacht vor meinen Augen.

Ich sollte aber und durfte mit Gottes Hilfe weiter leben: ich erwachte zum Bewußtsein und fand mich im Hofe auf der Erde liegend; ein Eimer voll Wasser stand vor mir und um mich herum waren einige Männer und Frauen versammelt, welche mir zu trinken gaben.

Mit jedem Schluck des göttlichen Naß kehrten meine Kräfte wieder; nur langsam durfte ich trinken, und ab und zu erhielt ich einen kleinen Bissen Brot.

Nur derjenige Mensch, der dem Verhungern und Verdurften so nahe war, vermag sich eine Vorstellung von dem Erlebten und dem eben Gesagten zu machen.

Sehr bald brachte man mir auch eine Schüssel mit warmer Bohnensuppe und einem Stück Fleisch; den Genuß, den mir diese seit beinahe 72 Stunden entbehrte Speise bereitete, vermag die Feder nicht zu schildern.

In ein Entkommen dachte ich nicht mehr, trotzdem Thür und Thor offen standen.

Mein Rufen und Schreien war zum Glück in letzter Stunde von einer am Gebäude vorübergehenden Frau gehört worden; anfangs glaubte dieselbe, wie sie mir selbst mittheilte, dasselbe rühre von einem Wahnsinnigen her, den man eingesperrt habe. Der Zufall wollte, daß der Polizeidiener hiervon sprechen hörte, worauf sich dieser meiner Gefangennahme entsam. Er hatte an dem Tage, an welchem er mich verhaftete, dem Absynth so zugesprochen, daß er mich ganz vergessen hatte.

Nachdem ich meinen Hunger und Durst gestillt hatte, schlief ich ein und erwachte erst nach 16 Stunden eines erquickenden Schlafes.

Mein Wärter war während dieser Zeit mehrere male in meiner Zelle und wollte nach mir sehen; es mußte ihn doch eine gewisse Angst erfaßt haben.

Bald nach meinem Erwachen erhielt ich wieder eine große Portion Suppe, ein Stück Fleisch, Brot und sogar einen halben Schoppen Wein; mein Wärter theilte mir hierbei mit, daß ich in Ain-el-Arbal sei, und sprach die Hoffnung aus, daß ich bald in Freiheit gesetzt werden würde. Ich hoffte von Tag zu Tag, aus meiner Zelle zu kommen und meine Freiheit wieder zu erhalten, oder doch vor einen Richter oder eine sonstige höhere Behörde geführt zu werden.

Die Gefängnißkost wurde jeden Tag schlechter und magerer, so daß die Suppe — nur Suppe und Brot erhielt ich — schließlich nur noch mit einem Aufguß von heißem Wasser verglichen werden konnte.

Oft nahm ich mir vor — Furcht, daß ich entfliehen werde, hatte mein Wärter nicht mehr und er ließ öfter arglos die Zellentür offen stehen —, den genannten Wärter einzusperrn und die Furcht zu ergreifen, jedoch der Hunger hielt mich stets hiervon ab; wenn ich den Wärter mit der Suppe und dem

Brot kommen hörte, waren alle Fluchtvorfälle vergessen und wie ein Ertrinkender nach dem Strohalm, so griff ich nach meiner kurzen Mahlzeit. In den ersten Tagen erhielt ich für mein Geld Wein; dies war aber unterdessen schon längst verzehrt.

Es waren bereits neununddreißig Tage verflossen, während welcher Zeit ich mich damit beschäftigte, daß ich die übertünchte Wand meiner Zelle mit den erlernten arabischen Sprüchen und Gefängen beschrieb, welche mir im Gedächtnisse geblieben waren, und dieselben ins Deutsche zu übersetzen versuchte.

Am dreiundvierzigsten Tage frühmorgens lag ich noch auf der Britsche und hatte meine Frühsuppe noch nicht, da hörte ich das Eingangsthor öffnen und durch das Gitter gewahrte ich zu meinem größten Schrecken zwei berittene französische Gendarmen. Der Wärter öffnete die Thür und einer der Gendarmen forderte mich in deutscher Sprache auf — er war ein Elsässer —, mich reisefertig zu machen und ihm zu folgen.

Reisevorkehrungen hatte ich nicht zu treffen; es bedurfte nur der Befestigung meiner noch vorhandenen Schuhreste an die Füße. Ich glaube nicht, daß je der ärmste Handwerksbursche ein Paar Schuhe ähnlicher Qualität an den Füßen gehabt hat.

Ohne meine gewohnte Frühsuppe genossen zu haben, mußte ich den Gendarmen folgen; noch wußte ich nicht, nach welchem Ort und nach welcher Stadt die Reise gehen sollte. Ich glaubte mit Sicherheit zu wissen, daß Sidi-bel-Abbas das Reiseziel sei; zu fragen wagte ich nicht.

Nach einem zweistündigen Ritt der Gendarmen, denen ich zu Fuß folgte, erreichten wir einen Sandausläufer der Sahara. Bis an die Knie brach ich ein, ebenso die Pferde, bis ich schließlich erklärte, nicht mehr weiter marschieren zu können. Man rieth mir, meine Schuhe von den Füßen loszubinden und barfuß durch den Sand zu wühlen. Dies that ich auch und eine kleine Strecke ging es noch, doch nachher vermochte ich nicht mehr weiter zu schreiten; alsdann mußte ich mich an den Schweif eines der Pferde festhalten und so weiter ziehen lassen; dies ging besser, nur mußte ich meine Beine gebrauchen.

Bei Anbruch der Nacht — unterwegs erhielt ich von den Gendarmen zu essen und zu trinken, reichlicher und besser als bisher — erreichten wir ein kleines Dorf, wo ich in dem dort befindlichen Arrestlokal untergebracht wurde. Ich war bei meinem Eintritt in das Lokal einigermaßen erfreut, einen Gesellschaftler anzutreffen; es war dies ein Neger, welcher wegen irgend eines Vergehens eingesperrt worden war.

Früh am andern Morgen wurde die Weiterreise angetreten; doch brauchte ich nicht mehr zu Fuß zu laufen, sondern fand ein Pferd für mich zur Benutzung vor. Die Gendarmen mußten eingesehen haben, daß ich durch die lange Haft sehr geschwächt und nicht mehr imstande war, die Weiterreise zu Fuß zu machen.

Der Neger wurde an das zu meiner Benutzung dienende Pferd befestigt und ihm anemysfehlen, dasselbe vorsichtig auf den felsigen und ungangbaren Pfaden zu führen.

Hoch zu Ross ging es nunmehr bei weitem besser.

Nur noch eine Nacht mußten wir in einem Dorfe verbleiben und kamen dann nach Ain-Temouchent, dem ersten Hauptorte, woselbst ein Zivilkommissar seinen Sitz hatte.

Der Neger wurde bei unserer Ankunft in Ain-Temouchent gleich vorgeführt, während ich in das Arrestlokal verbracht wurde.

Den Gendarmen — Elsässer — hatte ich zum Glück das Woher und Wohin meiner Reise unterwegs glaubhaft zu machen verstanden, weshalb auch der Zivilkommissar, als ich ihm am anderen Tage vorgeführt wurde, zu mir sagte: „Sie sind schwer krank und haben das Fieber; ich werde sofort dafür Sorge tragen, daß Sie in das Hospital kommen.“ Nachdem ich ihm noch meinen Schutzbrief vorgezeigt hatte, äußerte er die Worte: „Sie Aermster müssen dort gehungert und gelitten haben!“ Er wußte noch nicht, daß ich in Ain-el-Arbal mehr gelitten und mehr gehungert hatte.

Trotz der großen Schwäche, welche ich empfand und des Zitterns in allen Gliedern — letzteres Symptom nur durch die Angst erweckt — wußte ich sehr wohl, daß mich das afrikanische Fieber noch nicht ergriffen hatte; vor dieser Krankheit war ich ja durch das längere Zeit genossene und mit afrikanischer Erde gemischte Wasser gesiebt.

Bei meiner Ankunft im Hospitale wurde ich gleich von Kopf bis zu Fuß entkleidet, gebadet, vom Ungeziefer gereinigt und Johann zu Bett gebracht. Es war dies um die Mittagszeit, als die im Saale anwesenden Kranken ihre Mittagsmahlzeit erhielten. Es gab Bohnensuppe mit Rindfleisch; ich glaube das Essen mit den Augen verschlingen zu können, und bin überzeugt, würde man mir an diesem Tage statt Chinin einige Teller Suppe verabreicht haben, so wäre mir jede Krankheit fern geblieben, denn mir der erlittene Hunger und die allzu unzureichende magere und schmale Gefängnisloft hatten meine Gesundheit angegriffen. Ich wurde deshalb auch von Stunde zu Stunde schwächer und kränker, und am folgenden Tage schon trat Bewußtlosigkeit und mit ihr ein typhöses Fieber ein.

Mehrere Wochen lag ich in heftigem Fieber und, wie man mir später mittheilte, dem Tode nahe, ja schon bereits aufgegeben.

Ich genas allmählig und langsam kehrten meine Kräfte wieder, mit diesen das Interesse für meine nächste Umgebung. Die barmherzige Schwester, welche mich pflegte, war äußerst besorgt um mich; abends und morgens kam sie an mein Bett und betete.

Mit meiner Genesung fühlte ich ein großes Wohlbehagen, hatte ich doch den Genuß eines seit 15 Monaten entbehrten guten Bettes — das Lager des Legionärs verdient nicht den Namen Bett — und ich erhielt wieder eine menschliche und kräftige Nahrung.

Mein nächster Nachbar war ein Tiroler von Geburt, ein ehemaliger Fremdenlegionär, welcher den Krimkrieg mitgemacht hatte und vor Sebastopol schwer verwundet worden war.

Seit seiner Entlassung von der Legion suchte er sich als Fuhr- und Ackerknecht durchzuschlagen, die größte Zeit des Jahres jedoch brachte er im Hospitale zu; es war dies noch die einzige Vergünstigung, welche er für seine Frankreich geleisteten Dienste genoss.

Früher war er ein Hercules, ein Riese — er hatte eine Größe von 5 Fuß 11 Zoll — und jetzt ein Skelett, gebrochen und vom Fieber geschwächt.

Ein sehr bewegtes Leben hatte dieser eigentlich noch junge Mann hinter sich, er zählte nur 30 Jahre, hatte aber das Ansehen eines Menschen von 50 Jahren.

Sein eigentlicher Name war Robert Hüllenstein, in Afrika nannte er sich jedoch Robert Wüller; er war der Sohn reicher Eltern und hatte im sibirischen Heere als Freiwilliger gedient. Bei seinem Regiment stand auch ein Bruder von ihm als Offizier im Dienste, und Robert hatte ebenfalls seine Studien für die Offizierscarriere bereits zurückgelegt und hoffte zur Zeit, in einem Jahre Offizier zu werden.

Das Unglück wollte, daß beide Brüder eines Sonntags in einem Dorfe nicht weit von ihrer Garnison mit Weidbarnen in Wortwechsel und Streit geriethen, bei welcher Gelegenheit zwei Weidbarnen ihr Leben lassen mußten. Beide hoffnungs-vollen Brüder mußten des Landes flüchtig werden und beide nahmen Dienst bei Garibaldi. Der Bruder Robert's fiel sehr bald in einem Gefechte; und Robert selbst desertirte nach einiger Zeit aus einer Veranlassung, über welche er Schweigen beobachtete.

Meine schöne Schwester, das einzige Wesen, welches ich liebte, sagte Robert, sowie Vater und Mutter sind aus Gram gestorben und ich darf und werde meine Heimath nie wiedersehen; wenn der Tod und sei es auch der ...! mich doch nur bald abrufen möchte!

Tage- und wochentlang erzählte er von seinen Erlebnissen, insbesondere von denen aus der Fremdenlegion, welcher er über fünf Jahre angehört hatte, und von den erlittenen Strafen. Auch er hatte Desertion versucht, kehrte jedoch schon nach zwei Tagen zurück und stellte sich freiwillig dem Regiment; hierfür erhielt er vier Monate Zwangsarbeit. Noch hatte Robert keine Ahnung, daß ich ein Deserteur sei.

Mit ihm zusammen verblieb ich volle drei Monate im Hospitale, bis uns eines Tages unsere Entlassung mitgetheilt wurde.

Hier glaube ich noch eines Vorfalles erwähnen zu müssen, welcher sich zur Charakterisirung Roberts besonders eignet.

Neben unserem Krankenlokal war ein kleineres Zimmer, in welchem, wie Robert mir erzählte, der Sohn eines reichen Arabers schwer erkrankt lag; derselbe schrie oft laut auf vor Schmerz, sodaß wir öfter aufgeweckt wurden. Bei einer solchen

Gelegenheit holte sich Robert ein Stück Holz und warf es nach ihm, trotzdem ich bat, dies nicht zu thun, worauf er mir zur Antwort gab, die Araber seien ja keine Menschen. Eines Nachts schrie der Kranke wieder so laut, daß niemand von uns zu schlafen vermochte; Robert stand stillschweigend auf und ging an das Bett des Arabers, und nach einer Weile kehrte er zurück und flüsterte mir zu: jetzt schläft er fest; ich glaube nicht, daß er uns mehr im Schlafe hören wird. Dem war auch leider so: am Morgen fand man ihn entseelt im Bette liegen, er hatte ausgelitten. Man entfernte den Leichnam und die Angehörigen kamen noch an demselben Morgen, nähten den Körper in einen Sack, banden ihn auf ein Pferd fest und fert bewegte sich der Zug unter Jammern und Wehklagen nach seinem nicht weit entfernten heimatlichen Tribus.

Ich konnte es nicht unterlassen, Robert darüber zur Rede zu stellen, was er mit dem Araber angefangen hatte und was er mit dem Worte habe sagen wollen, er schlafe fest und werde nicht mehr erwachen.

Mit lächelnder Miene theilte er mir mit, daß er ihm den ganzen Inhalt der Medizin eingegeben habe, worauf er habe einschlafen müssen; das Glas habe er nachher mit Wasser angefüllt, um keinen Verdacht zu erregen.

Mit den Worten: Es war ja nur ein Araber und längst dem Tode geweiht, brach er die Unterhaltung ab, und Ge-wissensbisse lagen ihm fern.

Am Tage vor meiner Entlassung aus dem Hospitale erhielt ich eine vollständige, wenn auch gebrauchte, jedoch noch ziemlich gute Kleidung nebst Schuhen; und es wurde mir gleichzeitig mitgetheilt, daß ich als Fuhrknecht bei einem Elässer, Schäfer mit Namen, Arbeit finden würde.

Ich nahm dies Anerbieten freudig an und Robert erbot sich, mir in der Behandlung des Pferdes als auch in den sonstigen Dienstverrichtungen Unterricht zu erteilen.

Er selbst nahm erst einige Tage später Beschäftigung in demselben Orte an.

Ich erhielt einen mit einem Pferde bespannten Wagen und mußte mit diesem Sand und Steine in der Nähe des Ortes aus einer Grube holen und dieselben auf einen Bauplatz bringen. Sodann hatte Schäfer die Wegschaffung des während einer Woche in den Straßen angeammelten Koths und Urnaths gepachtet; diese Arbeit mußte ich des Sonntags früh verrichten.

Manches Unglück passirte mir in der ersten Zeit mit meinem Schimmel, doch im ganzen ging es einigermassen.

Von der Polizei wurde ich gar nicht mehr behelligt, im Gegentheil wurde mir eines Tages in Aussicht gestellt, später einen Posten als Garde champêtre zu erhalten. Ich erhielt zwei Franken nebst Kost und Logis den Tag.

Auf Zureden Roberts' quittirte ich nach einigen Wochen diesen Dienst und nahm mit ihm Beschäftigung auf einer eine Stunde von Ain-Temouchent entlegenen Farm als Ackerknecht und Tagelöhner für Feldarbeiten; in meiner freien Zeit mußte ich außerdem den Kindern Unterricht im Schreiben und Lesen erteilen.

In diesem Dienste verblieben wir zwei Monate und traten dann als Fuhrknechte in den Dienst eines Fuhrunternehmers, Namens Parisot; hier erhielt ich drei Pferde zur Besorgung, jedoch unter der Leitung Roberts' war ich bald in das Geheimniß der Fuhrmannskunst eingeweiht.

Wir lagen fortwährend auf der Landstraße, und von einem bettähnlichen Lager war keine Rede mehr, denn stets schliefen wir im Freien unter dem Wagen; die Pferde wurden des Nachts an die Deichsel befestigt. Alle paar Tage ritt ich nach Ain-Temouchent und holte Fourage und Lebensmittel für uns. Unsere Arbeit war, Steine aus der Grube zu holen und auf eine neugebaute Straße zu fahren.

Eines Tages jedoch erhielten wir den Auftrag, einem benachbarten Tribus zwei Wagen mit Weizen und Gerste zu laden und beide Ladungen nach Ouan zu führen. Dieser Auftrag erfüllte mich mit Freude, kam ich doch nach dem Meere und lag die Möglichkeit nahe, von dort endlich nach der Heimath zu kommen. Ich mußte jetzt 80 Franken verdient haben, welche mir Parisot noch schuldete.

Parisot wollte uns treffen vor der Durchfahrt durch den Rio Saldo, und uns Geldmittel für die Weiterfahrt geben; schon vor der Abfahrt hatte jeder von uns einen neuen blauen Kittel, eine neue Hose und ein neues Hemd erhalten; wir waren also beide „nobel gekleidet“.

Dieser Rio Saldo ist die gefährlichste Passage für ein Fuhrwerk, welche zu finden ist, indem ein beladener, mit drei oder vier Pferden bespannter Wagen — in Algier wird ein Pferd stets vor das andere gespannt, da die Straßen meist schmalspurig sind — stets einen Vorspann von noch wenigstens acht Pferden haben muß; man muß dort so lange warten, bis genug Pferde vorhanden sind, und sollte es auch tagelang dauern.

Schon einmal hatte ich Gelegenheit gehabt, den Rio Saldo, jedoch allein, zu passieren. Ich mußte damals mit einem leeren, ganz leichten Wagen auf der andern Seite in ein Dorf: bei der Rückfahrt nach Ain-Temouchent erreichte mich die Nacht und noch hatte ich den Rio Saldo nicht erreicht. An ein Umkehren oder ein Uebernachten diesseits, wo kein Haus stand, war aber nicht zu denken; zum Glück leuchtete mir an diesem Abend der Blitz, und ich kam glücklich hinüber. Der auf dieser Seite wohnende Wirth bezeichnete diese Fahrt als ein tollkühnes Wagnis und meinte, ich könnte Gott danken, daß ich nicht in den Abgrund gestürzt sei. Der Weg ist nämlich nur so breit, daß ein Wagen auf demselben Platz hat; ein Weichen um Handbreit nach der Seite schlenbert Pferd und Wagen mitammt dem Führer in den fürchterlichen Abgrund.

Die Fahrt nach D., welche drei Tage dauerte, sollte indeß für mich verhängnißvoll werden. Etwa eine Stunde vor Oran löste sich das Seil meines Wagens, welches die Säcke festhalten sollte, und ohne daß ich es bemerkte, fiel ein Sack mit Frucht zur Erde; erst nachdem ich eine Strecke weit gefahren war, sah Robert, daß mein Seil sich gelöst und ich einen Sack verloren haben müsse. Während wir hierüber noch sprachen, fuhr ein Wagen, in dem ein Geistlicher saß, desselben Weges vorbei und theilte uns mit, daß nicht weit davon der Sack zu finden sei und die Frucht auf dem Wege läge.

Robert blieb beim Fuhrwerk, während ich zurückief, um das Verlorene zu holen; der Sack war beinahe leer und die Frucht auf eine lange Strecke des Weges zerstreut. Ich sammelte von derselben so viel, als mir möglich war, konnte jedoch kaum ein Drittel des Sackes zusammenbekommen; mit diesem Rest kam ich zu meinem Fuhrwerk zurück, aber Robert sagte: Es wird nicht schlimm sein, auf einen Sack mehr oder weniger kommt es nicht an. Du trägst weniger Schuld, wie der in einem schlechten Zustande befindliche Wagen.

Bei der Ueberfahrt durch den Rio Saldo war nämlich die Heunike zerbrochen und fast unbrauchbar geworden.

Wir gelangten glücklich zum Hafen und trafen dort unseren Fuhrherrn an: Robert erbat sich von ihm Geld und ich wurde zur Stadt geschickt, um Lebensmittel einzukaufen, denn seit 12 Stunden schon herrschte Ebbe in unserem Geldbeutel.

Auf dem Rückwege — ich war mit Brot, Wein und Käse beladen — kam mir Parisot, mein Fuhrherr, entgegen und sagte mir, ich solle mit ihm gehen, was ich auch arglos that.

Wir kamen nach etwa 10 Minuten vor ein Militärmachtkafal; Parisot beehrte mich, in dasselbe einzutreten, und noch hatte ich keine Ahnung von dem Kommenden. Er selbst trat in das Kafal des Wachhabenden und verblieb eine ganze Weile bei demselben. Beim Heraustreten bedeutete mir der Wachhabende einem Soldaten zu folgen; dieser letztere schloß ein anderes Kafal auf und zwang mich, in dasselbe einzutreten; sofort war mir nunmehr klar, daß ich arretirt war, aber weshwegen?

Auf meine an den Soldaten gerichtete Frage, was ich denn verbrochen, erhielt ich keine Antwort. Also war meine Hoffnung zunichte und zum zweitenmale saß ich hinter Schloß und Riegel! Würde es mir gelingen, auch hier wieder die Freiheit zu erhalten? Würde man nicht hier doch schließlich auf den Gedanken kommen, daß ich ein Deserteur sei? Mit solchen Gedanken beschäftigt, wanderte ich in der dunkeln Gefängnißzelle — nur ein schwacher Lichtstrahl kam aus einem nicht erreichbaren und vergitterten kleinen Fenster — auf und ab, bis mich mein Wagen an seine Leere erinnerte. Ich genos das Mitgebrachte zur Hälfte, trank die Flasche Wein, um mich zu betäuben, in einem Zuge aus, jedoch diese eine Flasche reichte nicht dazu aus, weshalb ich an die Thür klopfte, bis ein Soldat erschien; durch diesen ließ ich den Wachhabenden um die Erlaubniß bitten, mir noch eine Flasche Wein zu verschaffen, wozu der Rest meines erhaltenen Geldes noch hinreichte.

Ich erhielt die zweite Flasche und auch diese trank ich in

zwei Zügen leer; beim letzten Tropfen fiel ich nieder und vermochte mich, obschon ich noch bei voller Besinnung war, von den Steinen nicht mehr zu erheben. Zum Glück brachte mir der bis zum anderen Morgen dauernde Schlaf Erlösung von den mich quälenden Gedanken und Besorgnissen.

An diesem Tage wurde ich in ein anderes, mitten in Oran gelegenes Arrestkafal gebracht, und an dem darauf folgenden Tage vor den Untersuchungsrichter geführt.

Bei diesem erfuhr ich zu meiner größten Freude, daß ich nur der Unterschlagung oder des Diebstahls von Parisot angeklagt und deswegen in Untersuchungshaft gebracht worden sei.

Weder das eine noch das andere Vergehen konnte mir zur Last gelegt werden, war doch Robert Zeuge, daß die fehlende Frucht auf dem Wege verschüttet lag; ich berief mich auch auf Robert, indem dieser meine Unschuld zu beweisen insstande war. Hierauf wurde ich abgeführt und am folgenden Tage erst wieder verhört. Hier theilte mir der die Untersuchung führende Beamte mit, daß Parisot nach Frankreich abgereist sei und der Aufenthalt Robert's nicht zu ermitteln wäre, ich müsse demnach bis auf weiteres in Haft verbleiben, wenn ich meine Unschuld nicht durch anderweitige Zeugen beweisen könne. Da fiel mir der Geistliche, welcher uns auf den Verlust des Sackes aufmerksam gemacht hatte, ein. Ich bezeichnete das Gefährt und erluchte den Beamten, auf der Stelle selbst Recherchen anstellen zu lassen, denn es würde sich gewiß noch genug der verschütteten Frucht vorfinden.

Am sechsten Tage meiner Gefangenschaft wurde mir mitgetheilt, daß meine Unschuld durch Annahme des Thatbestandes und außerdem durch den von mir bezeichneten Geistlichen, welcher glücklicherweise inzwischen ermittelt worden, erwiesen und ich meiner Haft entlassen sei.

Der Haft und vor allem der Gefahr einer Entdeckung glücklich entronnen, wanderte ich ziel- und planlos durch die Straßen der Stadt Oran. Was sollte ich arbeits- und mittellos beginnen. Am meisten beklagte ich noch den Verlust meines neuen Anzuges, den ich auf dem Wagen zurückgelassen hatte.

Im Geld besaß ich noch 32 Sous; der Weg nach Ain-Temouchent war weit, und doch mußte ich versuchen, in den Besitz des mir zustehenden Lohnes zu gelangen, besaß Parisot doch dort Haus und Hof, und wußte ich doch auch, daß der Ewilkommisjar in Ain-Temouchent mir wohlwollte. Dieser, glaubte ich, würde mir sicher zu meinem Outgaben verhelfen, und Robert mußte mit seinem Fuhrwerk doch auch dort sein; jobann wollte ich in Ain-Temouchent zeigen, daß ich kein Dieb, sondern daß Parisot mich unschuldig hatte verurtheilt lassen, und so entschloß ich mich denn, dorthin zurückzukehren, besonders da ich sicher war, auf dem Wege dorthin überall europäische Bevölkerung zu treffen.

Für den Rest meines Geldes bestellte ich mir in einer Schwelke Essen und $\frac{1}{2}$ l Wein, wozu dasselbe gerade noch hinreichte; demnächst begab ich mich auf den Weg.

Des Mittags erreichte ich Wifferrgin, im dortigen Bräckerhoffer erhielt ich unentgeltliches Mittagessen und zugleich die Mittheilung, daß, wenn ich arbeiten wolle, ich Beschäftigung bei einem in der Nähe wohnenden Farmer finden würde.

Ich überlegte nicht lange, sondern schlug den Weg nach der Farm ein; nur noch etwa eine Viertelstunde Weges mußte ich die nach Ain-Temouchent führende Landstraße verfolgen, um zu der Farm zu gelangen.

Even wollte ich in der von der Straße aus führenden schmalen Weg nach der Farm einbiegen, als ich in einer Entfernung von einigen hundert Schritten eine in eine weiße Blouse gekleidete lange männliche Gestalt in der Richtung von Ain-Temouchent herkommend, bemerkte; ich glaubte sofort in ihr meinen Freund Robert zu erkennen, und als er näher kam, bestätigte sich dieses. Als er mich nun ebenfalls von weitem erkannte, rief er mir freudig zu: Gott sei Dank, da bist du ja! Ich bin auf dem Wege, um dich aus der Gefangenschaft zu befreien und für deine Unschuld Zeugniß abzulegen; früher konnte ich dies nicht thun, denn der Schutz von Parisot hieß mich nach Verladung der Frucht eine neue Ladung von Kaffee und Zucker nehmen, um dieselbe nach Fikemien zu führen. Er ließ mich keinen Augenblick aus den Augen und begleitete mich noch vor die Stadt; hierdurch wurde mir jede Gelegenheit abgeschnitten, um zu dir zu gelangen. Ich bringe dir hier meine Kleider mit; Parisot ist

nach Frankreich gereist, und seinen Wagen nebst den Pferden hat Parisot vorher verkauft.

Du kannst doch unmöglich schon von Filemsen zurück sein? entgegnete ich.

Dummer Kerl! Pferde und Wagen mit der ganzen Ladung liegen im Abgrunde des Rio Saldo; unterwegs habe ich noch etwas verkauft, um genug für die Reise nach Dran zu haben; ich konnte dich doch unmöglich im Stiche lassen. Nun komm, wir gehen zurück, denn ich habe Geld für uns beide, um einige Wochen davon zu leben; wir werden dort wohl auch Arbeit finden.

Statt zur Farm zu gehen, kehrte ich mit Robert nach Dran zurück.

Welche Summe Geld Robert besaß, weiß ich nicht; wir lebten in den Tag hinein und nach Arbeit wurde vorderhand nicht gesucht.

Eines Tages, als wir beide auf der nach dem Hasen führenden Straße umherplanirten, hörten wir Trommelwirbel und gleich darauf sahen wir den Anmarsch einer größeren Truppenabtheilung. Bei den Worten Roberts: „Mein Regiment!“ erblaßte ich und glaubte umsinken zu müssen; kurz entschlossen, trat ich in die erste beste Thür und suchte dort nach einem Versteck, bis die Truppe vorbei war. Alsdann kehrte ich wieder auf die Straße zurück und fand dort Robert noch vor der Thür stehend. Komm! sagte ich zu Robert und zog ihn schweigend mit mir nach der entgegengesetzten Straßenrichtung fort.

Kerl, wie siehst du aus! rief er da; was hat dich denn veranlaßt, vor der Fremdenlegion zu flüchten und dich zu verstecken? Halt! jetzt geht mir ein Licht auf: du bist Legionärsbruder und ein Deserteur!

Halt ich, Robert, nicht so laut, hat ich, ich will dir alles bekennen, wenn du Schweigen gelobst, denn ich weiß wohl, daß du eine Prämie gezahlt erhältst, wenn du mich verräthst.

Bei Roberts Worten: Hier meine Hand! Ich werde dich nie und nimmer verrathen! erzählte ich ihm das seit meiner Desertion Erlebte.

Lieb war es mir nicht, daß Robert Mitwisser wurde, doch ich konnte es nicht ändern, daß der unglückliche Zufall mein Geheimniß aufgedeckt hatte.

Die Legion wurde zu jener Zeit nach Mexiko eingeschifft und ich bedauerte, daß ich desertirt war; ich wäre jetzt so glücklich gewesen, aus Afrika zu entkommen, und in Mexiko, dachte ich, wäre die Desertion leichter auszuführen gewesen.

Wie viele aber von der Legion mit heiler Haut aus Mexiko zurückgekommen sind, habe ich nie erfahren.

Inzwischen war der Winter und mit ihm die Regenzeit angekommen, und unsere Mittel gingen zur Neige; nun erst begann das Suchen nach Beschäftigung.

Mit Kälte und Frost, Hunger und Durst mußte nunmehr der Kampf aufgenommen werden; unser bisher innegehabtes warmes Logie mußten wir aufgeben und ein unentgeltliches Nachtlager suchen.

Dasselbe fanden wir in einem eine Viertelstunde von der Stadt entfernten und hart an der nach Missergin führenden Straße gelegenen halbzerfallenen Hause; in demselben waren zwar keine Fenster mehr, jedoch die Wände und das Dach schützten wenigstens vor Nässe, auch befanden sich noch einige Thüren in dem Gebäude. Der nicht gebielte Boden war mit einigem Stroh bedeckt, und das Gebäude mußte schon öfter Obdachlosen als willkommener Aufenthalt gedient haben, denn an Ungeziefer aller Art fehlte es nicht.

Die erste Nacht meines Aufenthaltes in dem Gebäude fror es mich entsetzlich und das Ungeziefer erhielt mich wach; einen Mantel oder ein sonstiges wärmendes Kleidungsstück besaß ich nicht. Ich hob schließlich eine Thür aus und legte sie auf mich, indem ich glaubte, mich damit einigermaßen erwärmen zu können.

Bei den Arabern hatte ich unter der Kälte nicht so sehr zu leiden gehabt.

Der Wechsel unserer Lage, vorher ein warmes Lager und gutes Essen und Trinken, jetzt aber nichts von alledem, war schrecklich.

Bei Anbruch des Tages wanderten wir hungrig und halb erfroren nach der Stadt und begaben uns ernstlich auf die Suche nach Beschäftigung; jedoch alles Suchen nach solcher war vergeblich.

Der Hunger nöthigte uns nunmehr, unsere noch gute Kleidung zu verkaufen und gegen schlechtere umzutauschen; meine noch fast neue Kleidung hatte Robert zum Glück an sich genommen und mir mitgebracht. Auf diese Weise schleppten wir uns elendiglich hungernd und vor Nässe frierend — es regnete in Strömen — seit sechs Tagen herum.

Am siebenten Tage, kurz vor Anbruch der Nacht, hatten wir wieder den ganzen Tag noch nichts genossen, und namentlich fror es uns in der dünnen Kleidung ganz entsetzlich. Da sagte Robert: Komm, wir wollen Straßenkandal anfangen und irgend einem hohen Beamten oder Offizier die Fenster einwerfen, dann erhalten wir zwangsweise Nachtquartier und Beschäftigung.

Ehe ich zu diesem letzten Mittel schreiten wollte, rieth ich Robert, noch einen anderen Weg zu versuchen, und erbot mich dazu, selbst zum Polizeikommissar zu gehen und diesen zu bitten, uns Nachtquartier und Beschäftigung zu geben. Ich wollte diesen vorstellen, daß ich unschuldig verhaftet und infolge dessen jetzt ohne Arbeit sei.

Robert billigte mein Vorhaben und wir beide gingen nach der Polizeipräfektur.

Meiner flehentlichen Bitte um Nachtlager wurde nach langem Hözern endlich entsprochen; beide wurden wir in das Gefängniß geführt, in welchem ich früher in Untersuchungshaft gesessen hatte, und erhielten auch ein warmes Nachtlehen. Wir mußten jedoch am anderen Morgen zu unserem größten Leidwesen das Gefängniß wieder verlassen und erhielten strengen Befehl, nicht wieder zu kommen.

Wiederum ging es an diesem Tage zur Suche nach Arbeit, und ich hatte das Glück, eine solche, wenn auch nur dreistündige, zu finden, für welche ich 30 Sous bezahlt erhielt.

Strahlenden Auges und glücklich im Besitze des Geldes suchte ich den Standort Roberts auf, und schon von weitem machte ich ihm bemerklich, daß ich im Besitze von Münze sei; auch Roberts's Gesicht erheiterte sich bei dieser Mittheilung.

Nunmehr wurde eine spanische Weinschenke aufgesucht; wir kauften uns Brot und erwärmten uns von innen und außen.

Bei Anbruch der Nacht suchten wir wieder unser altes Nachtlager im zerfallenen Gebäude auf.

An dem darauf folgenden Tage verdiente ich wieder 40 Sous für eine Arbeit, welche ich einem Marokkaner abjagte, indem ich mich erbot, die Arbeit billiger zu verrichten.

Während dieser Zeit lief der arme Robert planlos in den Straßen von Dran umher.

Nachdem wir das Geld verzehrt und wieder auf dem Wege nach unserem Nachtlager waren, sagte Robert nach einem langen Schweigen:

Höre, ich bin das Leben müde; der erste Beste, welcher hier vorbeigeht und bei welchem ich Geld vermüthe, wird ausgeraubt; wenn er es nicht aus freien Stücken giebt, so ist es sein Schade.

Alle meine Vorstellungen, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, blieben erfolglos; nur gab er mir das Versprechen, noch bis zum folgenden Abend warten zu wollen. Ich kannte Robert nur zu gut, um zu wissen, daß er vor dem geplanten Straßenraub und vor einer noch entsetzlicheren That nicht zurückschrecken würde. Was sollte ich beginnen, die Polizei benachrichtigen? In diesem Falle wäre ich verloren gewesen, denn Robert würde alsdann auch verrathen haben, daß ich ein Deserteur sei. Ich vermochte in dieser Nacht kein Auge zu schließen, es bangte mir vor dem kommenden Tage und besonders vor dem kommenden Abend, denn ich wußte, daß öfter noch spät auf der Straße Leute, namentlich in der Nähe der Stadt wohnende Farmer, vorbeikommen würden, und auf alle Fälle mußte ich das Vorhaben Roberts zu verhüten und zu verhindern suchen. Doch, Gott sei Dank, Robert fand am folgenden Tage Arbeit in einem etwa 10 Stunden von Dran entlegenen Dorfe, und sollte noch an demselben Tage nach dort abreisen.

Beim Zusammentreffen mit Robert auf unserm gewöhnlichen Rendez-vous kam er auf mich zu mit den Worten: Ich habe Arbeit gefunden, werde jedoch die Stelle nicht annehmen, denn ich kann dich nicht allein hier lassen. Ich bat und flehte, daß Robert doch die Beschäftigung annehmen und abreisen möge, denn auch ich habe Aussicht, schon am anderen Tage in Arbeit zu treten. Nur auf diese Versicherung hin ließ er sich zur Abreise bewegen.

Mit den Worten: „Wir sehen uns bald wieder“, nahm er Abschied; aber diese Erwartung sollte sich nicht erfüllen. Ich habe ihn — zu meiner Freude muß ich wohl sagen — nie wiedergegesehen und weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Mit dem Weggang Roberts trat mir meine schreckliche Lage in ihrer ganzen Größe vor die Augen. Nunmehr war ich allein, ohne Leidensgefährten und ohne Freund; mit Robert zusammen hatte ich das Elend nicht so sehr empfunden. Ich wollte ihm schließlich nachsehen und ihn bitten, mich nicht zu verlassen: doch was wäre in diesem Falle geschehen? Ich kannte Robert nur zu gut, daß er sein Vorhaben schon an diesem Abend ausgeführt haben würde.

So ließ ich ihn denn seines Weges ziehen und gab mich der Hoffnung hin, auch Beschäftigung zu finden, jede wäre mir willkommen gewesen und ich hätte sie genommen, ohne Lohn zu beanspruchen, wenn ich nur Obdach und Nahrung hätte erhalten können.

Mit hungrigem Magen — während des ganzen Tages hatte ich noch nichts genossen — trat ich meinen Weg zum zerfallenen Gebäude an und wollte dort denn allein die Nacht zubringen.

Ich mochte etwa eine Stunde dort gelegen haben, als ich wieder aufstand und ins Freie trat. Ich vermochte nicht einzuschlafen und hatte keine Ruhe in der einsamen Ruine.

Ich schritt der Straße entlang in entgegengesetzter Richtung von der Stadt und suchte mich durch Gehen etwas zu erwärmen.

Etwa eine halbe Stunde mochte ich gegangen sein, als ich in nicht weiter Ferne ein Licht erblickte. Ich ging auf das

Licht zu und sah, daß dasselb von einem einzelnen Gebäude herkam.

Mit dem Gedanken: Solltest du vielleicht dort Nachtlager und etwas zu essen erhalten können? stand ich noch unentschlossen vor demselben.

Aber mehr als abgewiesen konnte ich ja nicht werden, dachte ich und versuchte deshalb, das in das Haus führende Thor zu öffnen. Dasselbe gab dem Drucke nach und ich trat in den Saal. Kaum hatte ich aber fünf Schritte gemacht, als bemerkte zwei große Hunde auf mich zuspringen und mich niederreißen. Ich rief um Hilfe, so laut ich konnte, und sehr bald kam jemand mit einer Laterne aus dem Hause und suchte die Hunde zu beruhigen und mich von ihnen zu befreien.

Auf die Frage des Farmers, was ich hier zu schaffen hätte, theilte ich ihm mit, daß ich um ein Nachtlager habe bitten wollen u. s. w.

Er lud mich nunmehr ein, in das Haus zu treten; vorerst frug er, ob ich gebissen sei, was allerdings der Fall war, doch glücklicherweise nicht schwer; nur waren meine Kleider von den Hunden in lauter Fetzen zerrissen und hingen mir am Körper herunter.

Da ließ er vorerst Wasser und Verbandzeug holen. Nachdem ich die Wunden ausgewaschen und verbunden hatte, erhielt ich ein gutes Nachtessen mit Wein. Beim Genuß meines Mahles schmerzten mich meine Wunden nicht mehr.

(Schluß folgt.)

Faud- und Hauswirthschaft.

Unschädlichmachung der Unkraut samen im Stalldünger.

Durch das Futter sowohl als durch die Streu gelangen oft sehr viele Unkraut samen in den Stallmist und können, mit diesem wieder auf das Feld gebracht, hier zum Theil aufgehen und die kultivierten Gemächse schädigen. Durch zweckentsprechende Behandlung des Mistes auf der Düngerstätte können die Samen aber größtentheils zerstört werden. Zu diesem Behufe soll man es vorerst vermeiden, derartigen mit Unkraut samen durchsetzten Mist in frischem Zustande auf das Feld zu bringen, weil viele der schädlichsten Unkräuter wie Kleevelken, Getreidetripfen, Getreidewiden etc., sich sonst leicht wieder fortpflanzen. Solchen Mist sollte man vielmehr ein halbes Jahr auf der Düngerstätte liegen und sich zersetzen lassen. Ein großer Theil, wenn auch nie alle, der schädlichsten Samen geht in dieser Zeit zugrunde. Durch angemessene Anfeuchtung mit Sauche, wodurch der Mist jederzeit feucht erhalten wird, kann die Zersetzung wesentlich befördert werden. Durch Behandlung des Mistes mit Gips, Superphosphatgips oder ähnliche bindende, zersetzende und düngende Mittel wird der Verlust an Nährstoffen im Mist eingedrängt und die Zersetzung der Samen befördert. Die Zersetzung der Samen wird auch wesentlich befördert, wenn man den Dünger längere Zeit unter den Tieren liegen läßt, was besonders bei Schafen und bei Lungenvieh leicht ausführbar ist. Galt man diese Mittel für ungenügend, so empfiehlt es sich, den Mist zur Compostbereitung zu verwenden, das heißt, ihn gemischt mit erdigem Materiale zwei bis drei Jahre anzuschichten, während dieser Zeit stets mit Sauche angemessen feucht zu erhalten, ein- bis zweimal umzugraben und ihn erst nach dieser Zeit anzuwenden. Bei der Verwendung von Stallmist soll als Grundlag gelten, daß man solchen Mist, der mit bestimmten Unkraut samen durchsetzt ist, auf denjenigen Feldschlägen verwendet, wo die betreffenden Unkräuter erfahrungsgemäß weniger oder gar nicht schaden. Ferner soll man niemals frischen Mist zur Düngung des Getreides verwenden, während bei Hackfrüchten dervielbe eher am Plage ist.

Ueber die Pflege der Zimmerpalme.

Daß die Palmen zu den Gewächsen gehören, die besonders geeignet sind, dem Zimmer einen prachtvollen Schmuck zu gewähren, ja daß sie, wenn es auf den Blätterichmuck ankommt, überhaupt alle anderen Pflanzen an Annuth und — sagen wir Stilgerechtigkeit, übertreffen, darüber sind wohl alle Liebhaber von Zimmergewächsen einig. Weniger bekannt möchte es sein, daß die Zimmerpalmen in die erste Reihe der Pflanzen treten, welche mit verhältnismäßig geringster Mühe im Zimmer statthch erhalten werden können. Wir wollen deshalb hier denjenigen, welche diese prachtvollen Pflanzen für ihre Wohnräume gewinnen wollen, einige Winke geben, wie diese Kultur am erfolgreichsten betrieben werden kann. Zunächst kommt es darauf an, daß der

Kübel oder Topf, in welchem man die Pflanze halten will, nicht zu klein ist, und hierauf muß man schon beim Einkauf der Palmen achten. Sind die Wurzeln schon soweit vorgebrungen, daß sie sich an die Topfwände legen, so muß ein neuer, etwas größerer Topf genommen werden. Unten füllt man diesen — er muß natürlich ein Bodenloch haben — über einer Schicht von Scherben und Holzspänen mehrere Centimeter hoch mit guter, trockener Gartenerde; auch an den Seiten füllt man Erde nach und drückt sie besonders an den Rändern fest. Derselbe Behandlung erfordert das jährlich nöthige, im Frühjahr stattfindende Umsetzen jüngerer Pflanzen; nur muß man hierbei noch besonders darauf achten, daß man bei der Enttarnung der alten Erde, die womöglich geschoben muß, die Wurzeln nicht beschädigt, da die Palme verhältnismäßig wenig Wurzeln treibt. Nur angefaulte oder angebrochene Wurzeln dürfen mit einem scharfen Messer beschnitten werden. Die Erde besteht am besten halb und halb aus guter Gartenerde und Laubwerk mit Sand. Um ein möglichst anliegendes Erdreich hervorzubringen, muß man nach der Auffüllung den Topf schütteln, ihn stark begießen und ein paar Stunden ganz in Wasser stehen lassen. — Die Palme ist eine Pflanze, welche reichlicher Wasserzuzuhr bedarf. Man gieße sie deshalb mit angewärmtem Wasser von etwa 20° N. so, daß der ganze Topf ordentlich mit Feuchtigkeit durchzogen ist, und warte mit der Wiederholung nur so lange, bis die oberste Erdschicht trocken geworden ist; der ganze Topf darf niemals austrocknen, da diese Trockenheit häufig der einzige Grund ist, daß Palmen im Zimmer zugrunde gehen. Daß man trotzdem das Wasser im Unterteller nicht lange bulden darf, da sonst die Wurzeln leicht faulen, ist klar. Sorgt man nun noch dafür, daß junge Pflanzen in der Nähe des Fensters stehen, damit sie volles Licht bekommen; während man den älteren ein schattiges Plätzchen anweisen kann, und ferner dafür, daß die Zimmertemperatur nicht unter 6 bis 8° N. fällt, was ja meistens schon von selbst der Fall sein wird, so wird man sich über ein schlechtes Wachsthum der Palme nicht beklagen können und damit einen Schmuck gefunden haben, wie wir ihn schöner für unser Zimmer nicht wünschen können.

Bedecken der Weinstöcke.

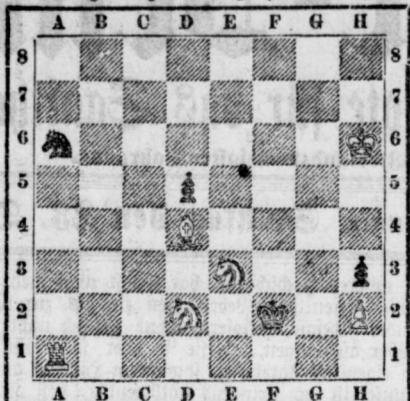
Als beste Decke für den Weinstock im Winter ist Wachholder- oder Fichtenreisig zu empfehlen, denn hierunter befindet sich der Wein trocken und luftig. Unter einer Decke von Fichtennadeln, Stroh, Dünger, Laub u. dgl. liegt er zu warm und die Knospen sind leichter der Fäulniß ausgeheht. Wenn bekanntlich wird der Wein ja weniger gegen die Kälte zugekehrt, als wegen der Wärme. Der Wein erriert am leichtesten, wenn nach kalten Nächten sonnige Tage folgen, er thaut dann, wenn er von der Sonne beschienen wird, zu plötzlich auf. Durch die Decke soll auch das Glatteis abgehalten werden, und durch das Bedecken mit Wachholderreisig erzielt man in jeglicher Hinsicht die besten Erfolge.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 329.

Von F. Berger in Graz. (Variantenfaule.)



Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt. (6+4.)

Aufgabe Nr. 330.

Von Dr. S. Gold in Wien. (Frank. Schach.)

Weiß (4): Kb5; Df3; Lb4; Se2.

Schwarz (2): Ke5; Be7.

Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

Lösungen.

Aufgabe Nr. 329. Von F. M. Teed in New-York. Weiß (6): Kh5, Ta6, g7, Sd6, Bc4, d4; Schwarz (2): Ke8, Sd8; 3 Züge.

- 1. Ta6-a7 Ke8-d8; 2. Kh5-g4 b7-b6; 3. Ta7-a6, Tg7-g6#. Auf 1. ... Ke8-f6 sowie auf 1. ... Sd8-c6 oder f7 folgt sofort 2. Tg7-g6#.

Richtig angegeben von Paul Dietrich in Wichte bei Walkendorf in Sachsen-Meiningen, Franz Ohme in Lübeck.

Aufgabe Nr. 330. Von Sigmund Schuster in Budapest. Weiß (3): Ka4, De2, Lh3; Schwarz (1): Kd3; 3 Züge.

- 1. Ka4-b4 Kd3-c7; 2. De2-b5 Kc7-d6, d8; 3. Dbb-c6, d7#.

Richtig angegeben von Franz Ohme in Lübeck, Paul Dietrich in Wichte.

Aufgabe Nr. 324. Von F. Pierce in London. Weiß (4): Kh4, Da3, Se2, g6; Schwarz (1): Ke4; 3 Züge.

- 1. Se2-b4 Ke4-d4; 2. Da3-e1 Kd4-e4; 3. Del-f4#.

Richtig angegeben von Paul Dietrich in Wichte, Franz Ohme in Lübeck.

Aufgabe Nr. 325. Von F. v. Gottschall in Leipzig. Weiß (8): Kh1, Dh7, Tf5, Lb6, Sa2, Ba6, b2, b3; Schwarz (4): Kd4, Bd5, e3, g6; 3 Züge.

- 1. Sa1-c5 g6-f6; 2. Dh7-g6 Kd4-c5, e3-e2, f5-f4; 3. Dg6-b6, g1, Sc5-e6#. 1. ... g6-g5; 2. Sc5-e6+ Kd4-e4, d3; 3. Tf5-f4, f2#.

Richtig angegeben von Paul Dietrich in Wichte.

Endspiel Nr. 40. Aus einer von B. Tietz in Wien gelieferten Partie. Weiß (4): Kd2, Lg8, Sb1, f1; Schwarz (3): Kb2, Ba3, b4; Weiß gewinnt.

- 1. Sb1-a3; 2. Lg8-a2! Kb2-a1; 3. Kd2-e2 erlangt Weiß durch 3. Kd2-e2 dieselbe Stellung, wie sie sich in gegenwärtiger Ausführung nach dem 4. Zuge ergibt. 3. Kd2-e1 Ka1-a2; 4. Ke1-e2 Ka2-a1; 5. Sf1-d3 Ka1-a2; 6. Sd2-f3 Ka2-a1; 7. Sf3-d4 Ka1-a2; 8. Sd4-e2 Ka2-a1; 9. Se2-c1 a3-a2; 10. Sc1-b3#.

Kleine Mittheilungen.

Im Turnier der Berliner Schachgesellschaft gewann Caro gegen Keiserau, während Heyde gegen v. Scheve verlor. Eine zwischen Rembe und Seuffert begonnene Partie gelangte nicht zum Abschluß. Aus früheren Kunden ist nachzutragen, daß Seuffert gegen Althausen gewann und gegen Solländer verlor. Eine tabellarische Uebersicht über den Stand des Turniers bringen wir demnächst.

Räthsel.

Silberräthsel.

I.

Von --.

Aus den folgenden 35 Silben sind 12 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Wunsch an unsere Leser ausdrücken.

di, tra, ro, mouth, be, ne, e, la, ne, me, ni, ma, e, e, fest, burg, far, ne, kad, jett, o, zar, me, the, u, su, do, dau, ko, li, bu, ul, gar, din, ro.

Die 12 Worte bedeuten: 1) Vorhang, 2) Stadt in Schottland, 3) große Insel, 4) altes Adelsgeschlecht, 5) babylonischer König, 6) Theil des Fasses, 7) alttestamentlicher Name, 8) Baum, 9) russische Stadt, 10) Mädchenname, 11) englische Stadt, 12) unglücklicher Verliebter.

II.

Von B. S. in Halle.

ver ga nach bal e chat a li
dor len e dorf e nol fe ri
baur ho sa eu
bort a phir raz
di han mi al
taaf

Berslein ist's gar eigner Art,
Doch mit einem Sinn gepaart.
Aus den vielen Silben hier
Hilbe nun ein Wörter br:
Was die Wörter einzeln fänden,
Wirft in Folgendem du finden:

- 1. Satiriker und Humorist, Der sehr beliebt gewesen ist.
2. In Deisterreich-Ungarns Kaiserthum Er eine hohe Stellung hat.
3. Ein Sammelstein verschiedener Art, Das sich Beliebtheit hat bewahrt.
4. Im Festungsbau ganz gewis Ein oftbenutztes Hindernis.
5. Ein Mädchenname, viel im Brauch, Freuungestalt von Vesting auch.
6. Ein Mann, der wohl Bedeutung hat, Ein Länger in der Har-Stadt.
7. Latein'scher Dichter alter Zeit, Des Werks man noch feiert heut.
8. So hieß der Mann nach eigener Wahl, Victorias edler Bräutigam.
9. Ein General und Patriot, Dem Napoleon brachte Noth.
10. Als eine Heubild ist's da Im feinen Kleidamta.
11. Ein kleines Dorf im Böhmerland, Durch einen Sieg von Neißt bekannt.

Des die Anfangs-, Endbuchstaben, Und du wirst das Ganze haben:
"Des Dichters feinen Gemüthsort,
Und ihn dann selbst, dem fort und fort,
Durch sein Gemüth und Scharzen,
Gehören untre Herzen!"

Charade.

Von M. S.

War einst ein frisches junges Blut
In Wien am Donaustrand,
Gefiel sich leider gar nicht gut
Im Schneiderhandwerkstand.
Und recht! man ihm die Zweite hin,
Er solle heilig nagen,
Dann dacht' er joll in seinem Sinn:
„Lieber ich zur Ersten gehen!“
Zum letzten Paar er endlich spricht:
„Das Nach, denn man mich weißte,
Ist meine rechte Erste nicht, --
Hab' nicht dazu die Zweite.“
Zum Heere nimmt er seinen Lauf;
Denn einst die Waffen tanzen,
Streigt er vielfach zu Ehren auf
-- Ein Deiffing -- bis zum Ganzen.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

- Der Charaden: I. Hohnuth. -- II. Heim, Heimchen. -- III. Gentleman (Gent, Leman).
Des Logogriffs: Latein -- Italien.
Des Rithmogriffs: Reuthaldenleben, Essen, Manen, Gansa, Klamm, Landes, Damm, Ebena, Nebel, Senke, Lauban, Güte, Bundeslade, Giel, Nadel.
Des Anagramms: Trompeter von Siedingen.
Der Musikalischen Wortfette: Duffel, Kueken, Nicolat, Jensen, Nebler, Pfaff, Franz, Jetter, Reichardt, Thalberg, Gounod.